

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

169 (24.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Franken-Milliardär Coty

Coty, der Parfümfabrikant. — Sein Freund der Mäurerhauptmann Romanetti. — Die gehobene Senatorenwahl. — 4 Millionen Strafe. — Endlich Bürgermeister von Ajaccio.

Aus Paris wird uns geschrieben:

Er schwört darauf, daß napoleonisches Blut in seinen Adern rollt. Den Beweis ist er allerdings bis heute schuldig geblieben. Coty stammt aus Corsica, man sieht die südliche Beweglichkeit schon äußerlich ihm an. In Ajaccio, der Hauptstadt der Insel, steht in einer der schmuckvollsten Gassen noch heute eine elende Hütte, an der gewiß bald eine Gedenktafel drangen wird. Hier erblickte 1874

Francesco Spoturno

später Coty genannt, das Licht des sonnigen Himmels des Südens. Der Vater gehörte zu jener Art von Vertretern der Mittelmeerfauna, die weder läsen noch ernten, aber doch leben und vergnügt sind. Herr Spoturno senior verbrachte als echter Cassaroni die Tage im süßen Nichtstun, malerisch im Schatten der Hafensmauer von Ajaccio lagernd, und leitete seinen Sprößling dazu an. Keine Schulbank kann sich rühmen, je von dem zerrissenen Hofboden des fünfjährigen Millionärs gedrückt worden zu sein. Frau Spoturno seufzte früh das Zeitliche, ohne daß der Gatte ihr seine Tränen nachweinte. Er verschwand eines Tages vom Zwei Napoleon am Hafen von Ajaccio und ward nicht mehr gesehen. Francesco blieb allein zurück, tummelte sich in den Straßen, schlief nachts häufig im Freien. Endlich mit fünfzehn Jahren verließ er die sonnige Insel, um in Marseille Fortuna zu machen. Hier lebte eine Tante, die den Jungen aufnahm. Coty spricht nicht mehr gern von dieser Vergangenheit. Sie liegt im Dunkel der schlüpfrigen Gassen der Hafenstadt. Eines Tages bekam er es mit der Polizei zu tun. Er stahl seiner Tante den geliebten Panagei und verkaufte ihn. Francesco hielt es für geraten, zu verdunsten. Er ging zum Militär. Mit der Beförderung zum Korporal schloß für Spoturno die kriegerische Laufbahn ab. Dann machte er sich auf nach Paris, denn weder die Reise der Heimat noch die Marzilles lodten ihn. Mit einem Koffer, einem unmöglichen Anzug und hundert ersparten Franken trifft Spoturno auf dem Dooner Bahnhof der Hauptstadt ein. Beschäftigung findet er nicht, denn er kann weder orthographisch schreiben, noch lesen. Übergeben, das kann er. Und das ist für ihn die Hauptsache. Durch Zufall trifft er einen Jugendfreund, der eine Stellung bei der

Pariser Zeitung Figaro

einnimmt. Der gute Mann will helfen. Er verschafft Spoturno den Posten eines Hausburschen beim Figaro. Er trägt die Zeitungen aus, verpackt, Pakete, hilft den Herren Redakteuren depot in den Mantel, aber spürt die Ohren.

In dieser Zeit um die Jahrhundertwende fällt nun das große Ereignis. Aus Spoturno, dessen Namen mancherorts in üblem Geruch steht, wird der Fabrikant von Wohlgerüchen. Der Figaro war damals noch ein vielgelesenes Blatt. Schauspielerrinnen, Damen der Halbwelt machten sich eine Ehre daraus, die Redakteure zu besuchen, um in „mondänen Fragen“ Auskunft zu beischen. Der Hausdiener Franz mit dem kläglich edlen Profil weiß zu schweigen, distriert zu sein, Nebenverdienste einzuheimsen und doch zu beobachten. Diese Damen sprechen im Anmeldezimmer von ihren kleinen Sorgen, von Modefragen und anderen Dingen, von denen sonst kein Mann vernimmt, die aber das geliebte Ohr des Hausstatistums im Vorübergehen erschöpfen.

Das individuelle Parfüm

Eine Kofette befragt sich bitter: gewiß, es gibt für die Frau von Welt hunderte von verschiedenen Parfümen. Aber wo ist das Besondere, das Individuelle, das Parfüm, nach dem man sich sehnt? Das gibt es nicht. Noch nicht. Dem Hausburschen Franz fliegt die Idee in den Kopf; hier ist die Lücke, hier läßt ein Geschäft sich machen. Der Gedanke nimmt feste Gestalt an: ein Parfüm zu erfinden, das der Individualität angepaßt ist. Die alte Warenhausformel, viel und billig verkaufen, erlernt Spoturno durch eine neue: Individuell und teuer verkaufen. Die ewig menschliche Schwäche, Mittelpunkt zu sein und in bestem Geruch zu stehen, als die anderen, ausschlagen. Der Ware zuherlich eine persönliche Note verleihen. Aus der einfachen sachlichen Glasflasche wird das kunstvoll geschliffene „Fiacon“, das herrlich den Toilettenfisch schmückt. Kultur des Heubüchlers, Verpackungsluxus, das ist das Geheimnis. Der Inhalt? Unwesentlich. Aus

dem Hausdiener Franz wird der Parfümfabrikant Coty. In diesem Namenwechsel, diesem Bluff, liegt sein ganzes Programm. Sachkenntnis? Auch unwesentlich. Er entwirft, oder läßt verentwerfen, elegante Fiacons aus buntem geschliffenem Glas entwerfen, füllt ein Parfümparfüm hinein, nennt es „Rose Saqna minot“ und beschwört den Direktor des großen Pariser „L'Oréal“-Warenhauses, die neue Ware zur Probe im Schaufenster auszustellen. Kuriositäten wechselnder Farbe und Ausstattung, für Blondinen, Schwarze oder Brunette, je nachdem. Die individuelle Note ist da, jede Frau hat das Parfüm, nach dem sie sich sehnt, das angeblüht nur für sie und niemand anders paßt. Die Halbwelt, die immer die Mode macht, reißt sich um den neuen Schläger, der ihren Bouboirs einen unbekannten Reiz zu verleihen vermag. Der erste Schritt ist getan. Im Jahre 1904 gründet Coty seine Parfümfabrik.

Im Jahre 1906 erobert er den amerikanischen Markt, der besonders für den Bluff empfänglich ist. Und wird Millionär. Nach dem Kriege wandelt er sein Unternehmen in eine Aktiengesellschaft um. Gegenwärtig beherbergt Coty sechzig Prozent der französischen Parfümfabrikation. Sechshundertzig Prozent seiner Produktion geht nach Übersee. Mit dem Rest überschmeißt er Europa. Die Kanakinnen, die Indiantinnen, die Negertinnen, die Chinesinnen, die Kreolinnen kaufen Coty-Parfüm, Coty-Rippenstift, Coty-Kuder. Aus dem einstigen Hausdiener ist in noch nicht dreißig Jahren mit amerikanischer Geschäftswindigkeit

einer der ungekrönten Könige

Europas geworden. Und der Wille, zu herrschen, wird damit in ihm wach. Er kauft das prächtige Schloss Longchamp, das berühmte Schloss Chambord und speist nur auf silbernen Platten. Im Jahre 1923 will er sich in Korsika als französischer Senator wählen lassen. Dazu kauft er die Zeitung „Figaro“, um die Reklametrommel zu rühren. Aus dem einstigen Hausdiener, der weder orthographisch schreiben, noch lesen kann, wird ein Zeitungsverleger, der auch noch nicht orthographisch schreiben und lesen gelernt hat. Wählerlosigkeit ist ihm heute nicht mehr. Der „Figaro“ macht Propaganda zur Senatorenwahl. Coty tut ein Übriges. Er schenkt der Stadt Ajaccio einen vergoldeten Globus und eine Landkarte. Er läßt ein vergoldetes Gitter um die beste Napoleon-Grotte auf Korsika bauen. Er macht forstliche Waldentfunden eine Freude. Er beschenkt Schulen und macht Stiftungen. Er läßt es sich etwas kosten. Und einige Wochen vor der Wahl belüßt er seinen

Jugendfreund Romanetti, den gefährdeten korinthischen Mörder und Banditen,

und spricht mit ihm ein Wort unter vier Augen. Das Wunder geschieht. Aus den Bergen strömen die verwegenen Gestalten der Bewohner zur Urne. Am 8. Juli 1923 wird Coty mit acht Stimmen Mehrheit auf Lebenszeit in den Senat gewählt.

Coty triumphiert, aber in Paris läßt man sich töd. Der Senat annulliert die Wahl wegen Fälschung. Nur einflussreiche Gönner vermögen es zu verhindern, daß Coty nicht wegen Begünstigung des Banditen Romanetti vor Gericht gestellt wird. Die Behörden hatten nunmehr die Augen auf. Im Jahre 1925 werden

Coty riesige Steuerhinterziehungen

während des Krieges nachgewiesen. Er muß vier Millionen Franken Strafe zahlen. Jeden Morgen zum Frühstück verbeißt Coty in „Figaro“ einen Deutschen.

Coty ist der geschäftliche und ignoranteste Deutschenhasser aller Parteiführungen.

Im Jahre 1928 glaubte er feststellen zu müssen, daß der „Figaro“ allein nicht genüge, seine Wünsche zu verwirklichen. Er gründete eine neue Zeitung, den „Ami du Peuple“ (Volksfreund, täglich zwei Ausgaben), den er nachweislich unter dem Selbstkostenpreis des Blattes zu zwei Pfennig, an allen Strahlenenden verkaufen ließ. Die übrige französische Presse, die ihre Blätter zum Einheitspreis von fünf Pfennigen verkaufen läßt, bonofizierte das neue Blatt, das wegen seines niedrigen Preises bald eine Auflagehöhe von täglich einer Million (Morgen- und Abendausgabe zusammen) er-

reichte. Coty strengte einen Prozeß an und hat Ende vorigen Jahres tatsächlich gerichtliche Aufhebung des Bonofiz erreicht. Fardieu hatte bei der übrigen Presse ein gutes Wort für die Coty-Presse eingelegt. Nach amerikanischem Muster hat Coty auch eine große Anzahl von Provinzialblättern unter seine Kontrolle gebracht, die täglich sein Lob verkünden. Er finanzierte neuerdings auch die große Pariser Zeitung „Journal des Débats“ und die „Action Française“, die an Geschäftigkeit in nichts dem „Ami du Peuple“ nachsteht.

Coty ist heute mehrfacher Franken-Milliardär, aber sein Charakter ist unbedeutend. Er hat die Hofnung, Senator zu werden, immer noch nicht aufgegeben. Aber die Wirklichkeit bittet seinen Wünschen in weitem Bogen nach. Nun hat ihn endlich seine Vaterstadt Ajaccio zum Bürgermeister gewählt. Das ist die einzige öffentliche Ehrung, die der einflussreiche korinthische Lumpenproletarier, Pariser Hausdiener und Korinthischer-Philosoph bisher erfahren hat. Aber Coty, der heute im siebenundfünfzigsten Lebensjahr steht, hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen.

Schlecht sind die Zeiten, die Geschäfte pleite

der Enag nu gehts gut wie nie zuvor. Aufträge für Tokio las man heute und zweifelt jemand an dem Referat?

Enag notierte gestern 38. 400 Emchen kostet heute das Stück. Willst du gewinnen, Speiser, laufe fleißig. Enag-Effekten und du machst dein Glück.

Denn nicht daran, daß erst vor sieben Wochen Enag dreihundertachtzig Mann entließ. Denn an Gerichte nicht, die übel rochen nach Passiva etcetera wie mies.

Es gibt im Leben nun einmal Kontraste an denen man nicht irrt werden soll. Drum laufe Enag, denn an Enag hatte was ganz solides, werde nur nicht toll.

Wenn sie dann schließlich auch hinterlaufen, wie Bembra. Nichts hat emigen Bestand. Enag ist Klasse. Sechshunderttausend kriegt ihr Direktor jährlich in die Hand.

Mies sind die Zeiten, die Geschäfte pleite. Von Enag kommt dennoch ein Hoffnungsstrahl. Aufträge für Tokio las man heute. „Aha, Enag braucht wieder Kapital“.

Allerlei

Erde als Nahrungsmittel. Armut und Abverlause werden es in erster Linie sein, die zu dem merkwürdigen Gebrauch des Essens von Erde führten. Schon viele Reisende haben von dieser in einzelnen Gebieten unserer Erde üblichen Sitte berichtet, so daß an ihr nicht mehr zu zweifeln ist. In einzelnen Teilen Afrikas, in Südamerika und Westindien wird tatsächlich Erde von Kindern und Erwachsenen gegessen. In Form von kleinen Figuren. Die an unsere Badmintonfiguren erinnern, wird besonders die vom Nil mitgeschleppte, als bestmögliche geliebte Erde in Afrika verkauft. Vor allem fleischliche Menschen genießen dieses eientümliche Nahrungsmittel, weil sie die Erde als ein Mittel gegen die Fleischsucht ansehen. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Durch das Essen von Erde wird in erster Linie die Fleischsucht verursacht. In dem französischen Vorkriegsstaat Laos, in Hinterindien, wird dieser Ernährungszweig eifrig ausgeübt, daß daraus schon ein ebenso großes Kaiser geworden ist wie der Tabak, Alkohol und Opiumgenuß. In Indien wird die Erde zum großen Teil für den Genus in bestimmter Weise zubereitet. Der Lehm aus den Flüssen wird in der Sonne getrocknet, zerrieben, dann wieder angefeuchtet und im Reifealter wie Holzkohle gebrannt. Er sieht dann schwarz aus und wird so auf den Märkten verkauft. Zum Teil wird der Lehm auch einfach aus den Flüssen genommen und ohne jede weitere Zubereitung gegessen. Trotz der schädlichen Wirkung dieser „Speise“ lassen die Einheimischen nicht von diesem unheimlichen Gebrauch ab.

Der lust'ge Babbenheimer

Nachdruck verboten. Erschienen im Wasser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Der Peter Nidel, der Forstlauser, schlenkerte seinen Hut. „Brennt der Biff noch?“ „Ausgange.“ „Ausgang hat mei auch.“ „Feuer hab ich; aber kein Duwat.“ „Duwat hab ich; aber er is naß wie Kresselalat im Bacharabe.“ „Bast 'n Brlem?“ „Duwat mit Brüh.“ „Tut's auch. Der damit.“ „Das Wetter macht 'n Schadel!“ „Ja, das tut's.“ „Wann is in Mondberge Kerb?“ „In sieme Woche.“ „Spieltst d' wieder?“ „Sch hab se vorhin affordiert.“ Es leuchtete und hämmerte und plusterte und rauschte noch immer durch den Wald. Die beiden Männer hörten nicht mehr darauf. „Babbenheimer, Ufmenhöfers Dorte hat ei Kind kriegt.“ „Warum net? Der Waldbrachter Kinnerborn is so naß. An die Störch sein auch wieder auf'm Kirchdach, grad über der Taufschüssel.“ „Aber grad jetzt, wo mer alle Händ voll Arbeit hat?“ „Wer denkt, wann er grad fei Arbeit hat an Arbeit? D' gönntst am End dem arme Dier die Bettruß net?“ „Der Umhofer is ganz verdröht.“ „Und he?“ „Da lachte der Forstlauser.“ „Da fragt d' noch? Mähst d' ihr net den Weise?“ „Ja, mit dem feinsten Gana.“ „Gär' mal, hast d' wirklich die Muffel beim Deimel gelernt, daß se den Weibsteut in den Kopf verdröht?“ „Das liegt an der Gein un am Fiedelboone.“ „Von der, die d' auf der Wattenheimer Salakirtmes dem Borger-

meister auf den Kopf gebau hast, was dich ins Kitzche gebracht hat?“

„Ja, die hat jellamal ein Ton kriegt, wie se zusammengesellt war! Der Borgemeister is ei Engel mit sein'm mustalische Bierstoffe.“

Endlich läßt das Wetter nach. Die Amiel verläßt ihr zaghaftes „Sü-ü-ü“.

Ums Achsdräuten herum geht der Babbenheimer über den Mühlentles. Das Wasser ist rot und streift grad noch die Ufer. Die Schleusen sind alle aeseen. Ein frischer Wind schüttelt die Ulmen und Pappeln. Die Frösche quaken in der Au.

Es gibt Menschen, die alles können, was ein Bauernhof erfordert, die aber keine Hand rühren, wenn ihnen nicht gerade der Kopf nach der Arbeit steht, die von ihnen verlangt wird. Diejenigen, die zu jeder Zeit jede Arbeit tun, sagen, das wären Faulenser. So einer war Steffens Lud, der Babbenheimer. Ein Faulenser.

Er stammt aus der kleinen Akerbaustadt am Tannenberge, keine Stunde von der Waldmühle we. Schon als Schuljunge hatte er der Arbeit gegenüber einen festen Charakter gehabt. Wir sind die Herren der Arbeit.

Damals, als er noch Schiefertafeln zerflepperte, konnte man darauf wetten, daß, wenn um Drei die Schule aus war, schon um halb Vier Steffens Lud mit seinen Freunden auf der weißen Kirchhofsmauer vor dem Städtchen saß. Das versteht man ja, daß, wenn es Bindfaden regnete oder die Menschen im Winter auf der Dienbank zusammenfroren, die Mauer leer blieb. Der liebe Gott hatte den Lud aus einer guten Erdmischung zurechtgedreht. Die Sonne konnte ihn in ihrem Juliosen brennen, der Gewitterregen konnte ihn abwaschen, der Dezemberwind anblasen wie er wollte, der Lud blieb der Lud. Er kannte alle Odfürten im Umkreis von einer Stunde, alle Kubbeden, Stachelbeerfräucher und Vogelnester. Das hatte er schon alles kennengelernt, als er beim kleinen Kantor die Glaubensartikel zu lernen verläßt, nachdem er die zehn Gebote längst als unbedeutsam verlesen hatte. Bücher und Schiefertafel — nein, nein, nein —, aber Kröten und Eidechsen und Feuerlammender.

In Wollen fragte man wirklich nicht viel danach, wenn er sich einmal eine Kieze voll Kessel oder Birnen stauhte. Weil die Jungen die Gärten ihrer Väter gegenständig aufsuchten, war dabei der Verlust in den Familien nicht groß. Nur der Warrer Bogt lam schlegt weg, weil er den schönsten Odfürten und keine Kinder

batte und der Bürgermeister die alte Stadtmauer, hinter der der Pfarrersgarten lag, nicht ausbessern ließ. Das „Historische“ darf man wegen so dummen Verfehlungen nicht „alterieren“, und dabei muß man die Mauer so lassen, wie sie von den Schweden zertrümmert worden war. Auch dem Lud seine Mutter hatte in diesen Sachen guten Gewinn und ihre Hühner und Schindeln, die im Herbst an langen Fäden in der Sonne hingen, kosteten nichts. Einige Blumenstöcke mit „Heiligen Lieschen“ und weißen „Korallenblumen“ stellte ihr Märdel dar. Sonst hat sie keinen Kram an Erde.

Als der Lud später Kirchengänge geworden war und taagsüber dreimal mit der kleinen Glocke läuten mußte, hatten seine Fährten durch die Waldberge ihr Ende gefunden. Sein Amt nahm er genau; denn nach dem Lüten richteten sich die Ackernechte und Schnitter und die, die dabei beim Pechdrabsitzen und Weben hockten. Und wenn im Winter in den Scheunen vor dem Städtchen gedroschen wurde, mußte man doch wissen, woran man mit dem Frühstücken und Welpen wäre. Die Glocken wußten das und lasten das.

Die weiße niedrige Mauer, die man schon sah, wenn man weit unten im Biefental um die Waldede kam, war ein herrliches Sonnenplätzchen und besaß gute Luft über alle Mähen. Das war nicht weit vom Kirchurm. Hinter der Mauer lag der Friedhof mit seinen wilden Rosenbüschen, die alle Kreuze umschlangen und alle Gräber übermühten und im Sommer wie flutende Wogen spielten, über denen schimmernde Wolken von Schmetterlingen und stabfliegenden Mähen tanzten. Noch höher hinauf erhebt sich die Wallener Stadtmauer, an der sich im dreißigjährigen Krieg die Schweden die Mähen eintrankten, weil die Wallener Weiber so tanst neben ihren Männern gefanden hatten. Ueber sie hinweg guden einige Häuser mit ihren hochstirnten Giebeln und vier schwarze Tannen machten lange Hälle. Da war rechts das Haus von dem Küfer Lot, der auf der Mauer sein Holz lagerte, dann kam das von dem Stadtdiener, der stets Flaschen in der Sonne hängen hatte, die ungemein heilfame Medizin bargen — wenn seine Frau danach fragte —, für gewöhnlich aber nur ganz gewöhnlichen Korn mit etwas Süßholz und Aloe enthielten. Daneben das kleine gelbe Lehmgebäude gehörte zu der Behausung der Wäse Trine mit der roten Kofe, die die Toten wusch und fleidete, daß sie hübsch anständig vor das Himmelstör oder Höllester kämen. Da und das mit dem verwockelten Schornstein war dem stets lahenden Schuster Bloch, der für seine Blumenkästen und Blumenkörbe sich auf der Mauer Platz nahm, wo es ihm beliebte. In allen diesen Häusern ging der Lud aus und ein.

(Fortsetzung folgt.)